

# Goethes Dichter-Sein

Von Hermann Buddensieg

## Spätzeit

Als Goethe 1749 geboren wird, lebt noch Johann Sebastian Bach. Bach wurzelt unangefochten in der Welt des Christentums. Jesus Christus ist ihm der Retter, der Heiland, der die Sünden derer tilgt, die sich zu ihm bekennen. Das Soli Deo gloria gibt seiner Musik, der geistlichen, aber auch noch der weltlichen, das Festliche, Zwingende, Gesetzesstrenge. Noch schafft sich in der Barockzeit fürstlicher Glanz Schlösser und Parks, die Licht atmen, Weite und Schönheit. Dominicus Zimmermann, Balthasar Neumann und die Brüder Asam bauen berauschte Kirchen, Zweifel überjubilend in prachtreichem Schwung. Tiepolo malt im Treppenhaus des Schlosses zu Würzburg sein in Duft, im Zauber der Farbe und in Musik erklingendes Deckengemälde.

Aber schon birgt die Welt Gegenkräfte. Die Naturwissenschaften haben sich von ihrem religiösen Ursprung gelöst, die Philosophie hat die Macht des Subjekts erkannt. Mit Skepsis, ja, mit Ironie, mit einer „vorurteilslosen“ Geistigkeit will man das Überlieferte prüfen vor dem Thron der selbstmächtigen Vernunft. Man will „aufklären“, die „Finsternis“ abgelebter Zeiten erhellen und neudrängende, fortschrittliche Kräfte freisetzen. Voltaire und die Enzyklopädisten wirken hier, in seiner Weise auch Rousseau. Schon kommt jene Geistigkeit herauf, die später Führer und Massen der französischen Revolution ergreift und die Welt erschüttert. Der Staat Friedrichs des Großen steht zwar noch in unangefochtener Selbstgewalt. Der König aber huldigt schon einer Geistigkeit, die, ohne daß er sich dessen bewußt wäre, schließlich doch den Zusammenbruch der alten Ordnung fördert.

Eine Wende bahnt sich hier an, wie sie sich in jedem Kulturbereich vollzieht. Das 18. Jahrhundert ist eine einzig fruchtbare Weltensunde. Allerorts schafft eine erstaunliche Fülle hochbe-

gabter Menschen. In ihnen bezeugt sich die Wende der Kultur des Abendlandes, gefahrenreich, doch auch zukunftsfruchtig — eine Wende, in deren Fortwirken wir heute noch leben. Die Schatten, die auf die überlieferten Mächte und ihre Werte fallen, werden freilich immer tiefer, immer dunkler.

Viele Jahrhunderte hindurch war unstreitig das Christentum, das heißt die Religion, die sich aus der Guten Botschaft des Menschensohnes als Mysterium, Glaube und Lehre in Vielgestalt entfaltet hat, unstreitig war das Christentum bislang der einende Grund der Kultur des Abendlandes. Aus ihm nährten sich das soziale Leben, die bildenden Künste, die Poesie und die Musik, die Philosophie und die Wissenschaften. Die kulturbildende und kulturwandelnde Macht des Christentums wird aber durch die neu-aufbrechenden Lebens- und Geistesströmungen bedrängt. Betrachten Sie bitte die im 19. Jahrhundert gebauten Kirchen oder Ein- und Umbauten von Kirchen nach der Barockzeit und dem Rokoko: entbehren sie nicht eines allbelebenden Stiles? Und wo in den Kirchen altgeheiligte Motive neu dargeboten werden, fehlt ihnen der tiefgeheime Glanz von einst, die zwingende Gewalt der Gewißheit, die auch den Andersgläubigen mit Staunen und Bewunderung erfüllt. Dichtung, Musik und Malerei entfremden sich mehr und mehr dem christlichen Glaubens- und Lebensgrunde, und auch das soziale Gefüge wird von Mächten bewegt, die außerhalb der Vorstellungs- und Schaffungswelt christlicher Bekenntnisse wachsen. Ja, wieviele der in den letzten zweihundert Jahren geborenen weltbewegenden Gestalten wurzeln noch in ihrem Eigensten eindeutig im christlichen Glaubens- und Lebensgrund? So brennt ein Widerstreit zwischen den Forderungen eines christlichen Lebens und denen eines anderen Gestaltgrundes. Viele leisten jetzt auf eine Einheit ihrer Welt Verzicht, wie als wäre das die Forderung und Sehnsucht überlebter Tage. Das Christentum, soweit es nicht in Kirchen und Gemeinschaften gepflegt und gehütet wird, ist aus einer beherrschenden nun immer mehr zu einer Macht unter anderen Mächten geworden. Als Atmosphäre aber bleibt „Christliches“ auch denen noch, die sich seiner Substanz entfremdet haben, und säkularisiert wirkt es nach.

Nun sind der Einzelne wie kleine gleichgesinnte Gemeinschaften, sofern sie nicht im Hergebrachten, mehr oder minder fraglos Überlieferten beharren, wie als wäre nichts Wendendes geschehen — nun sind diese gezwungen, sich eine umfassende Welt neu zu erkämpfen im Widerstreit und im Einklang mit dem Alten und mit dem Neuen. Früher bot eine geschlossene Welt Hilfe und Richte, jetzt wird alles Wagnis: nur die überlegen Begabten — wie Goethe 1825 zu Eckermann sagt — „wissen eigentlich noch, worauf es ankommt“. Wie Monaden, wie in sich abgeschlossene eigene Welten, ringen sie, rufen sie, bemüht, einen neuen Gehalt in sich zu verkörpern: das ist ihre Not; es ist freilich auch ihre Größe.

Goethe gehört einer solchen Welt fordernder Mächte und Gegen-Mächte an. Er gibt sich im Wechselgang seines Lebens ihnen hin, und doch verschreibt er sich, verfällt er keiner. Eines nur bleibt ihm in allem Mühen und Irren, in aller Vollendung die Richte: sein Daimon, sein „Talent“: sein Dichter-Sein.

Früh schon wird Goethe inne, daß die Nöte, die er überwinden muß, nicht nur seine persönlichen sind: er spürt die Gefahren, aber er gewahrt, daß in ihm Geheim-Gesetzliches waltet, und dieses gerade bewahrt ihn in allem Wagnis mit einer bewundernswürdigen, fast nachtwandlerischen Sicherheit vor dem Verstiegennen und Verfratzten, vor der Verzweiflung und dem Scheitern wie vor der Flucht in verlockende Formen. In dieser errungenen Freiheit neuer, echtlebendiger Bindung ist Goethe ein Weltereignis. Die Gestalt, zu der er sich in der Gunst der Götter vollendet, ist beispielgebend für alle, die sich im Wagnis um ein fruchtbares Leben mühen. Nicht das Einzelne seines unwiederholbaren, ungewöhnlichen, auf den Höhen sich erfüllenden Geschickes ist für den Nachgeborenen das Wichtigste, ja nicht einmal das Was der von ihm geschaffenen Werke, vollbrachten Taten und bezeugten Gespräche: entscheidend ist das Wie, aus welchen Kräften heraus Goethe sich müht und sich vollendet, umdrängt von Versuchungen, bestürmt von den Wogen und Brandungen der Barbarei.

Das ist das Kennzeichnende der Weltwende des 18. Jahrhunderts, daß da Menschen wirken, die weder an das Alte gebunden

bleiben, noch dem Geist der Aufklärung als der Gesinnung ihres Lebens gegeben sind. In dieser Epoche wird das Verknöcherte, Nüchterne, das oft nur Scheinlebendige der alten Ordnung vorwärtsdrängenden, ernst gegründeten Geistern offenbar. Indem sie im Sturm und in klarer Besinnung durch die Konvention der überlieferten Formen hindurchstoßen, dringen die Lebendigsten, die Seinsmächtigsten zum Ursprung jener Bereiche, welche die Kultur des Abendlandes formten. Im Durchbruch zu den Quellgründen durch alle verhärteten, wenn auch mit dem verführerischen Glanz alt-erfahrener Mächte sich anbietenden Formen, gewahren sie Ursprüngliches noch in dem angeblich Überlebten und Totgeglaubten.

Von denen, die aus den Quellen sich zu nähren vermögen, ist einer der leuchtendsten und ursprünglichsten Goethe. In ihm ist dem Aion ein Bote der Götter erschienen: ein Dichter.

### Der Dichter

Goethe lebt also diese Wende und die durch sie bewirkte Krise in Abwehr und Angriff und in der Gestaltung des Neuen als Dichter. Das Dichter-Sein als ursprüngliche Seins-Offenbarung ist Goethes Einzigart und Größe. Und zwar ist Goethe in einem so umfassenden Sinne Dichter, wie seither noch nie ein Dichter der Welt erschien. Ergreifend ist Gehalt und Gewalt der Dichtung Homers, des Aischylos, Dantes, Shakespeares, des Cervantes, Molières. Ihr Bild des Menschen in Schicksal und Schuld, in Grauen und Größe ist grund-gültig. Die Spätzeit aber, in der Goethe wirkt, gibt dem echten Dichter ein umfassenderes Amt als je zuvor. Der Dichter bekundet sich hier nicht allein in Versen, Geschichten und Berichten, als der Poet, der das ihm Überlieferte im Sang staunenden Enkeln bewahrt oder im schönen Schein die Welt verklärt. Hier trifft nicht Nietzsches Wort: „Nur Narr, nur Dichter!“ Gewiß: es wird immer das entzückende, in Innigkeit und Schöne, in Lust und Schwermut strömende Lied geben. Aber nachdem die verbindliche Ordnung, die Hierarchie der Werte fragwürdig wurde oder gar zerbrochen ist, offenbart der Dichter der Spätzeit, sofern er Fähnris und Krankheit der Krise fruchtbar

überwand, eine eigene Welt, geründeter, gegründeteter als sie sonst irgendwo im Wagnis erscheint. Das erst macht ihn zum Dichter, nicht die Gewandtheit des Verses oder das Ungewöhnliche seiner Phantasie. Nicht im Bild, das in Farbe und Form entzückt, nicht im Klang, der entrückt oder aufreizt, nein, im Wagnis des Worts, das deren beider Zauber birgt, im Entscheidung heischenden Wort des Gesetzes und des Gerichts, das aller Welten Anfang und Ende ist, eint der Dichter neu Widerstreitendes und Widerstrei-tende vom Grunde her. Indem er ihn offenbart, wirkt er Wandlung, wirkt er Wiedergeburt in dem, der sich in seinem Wort erkennt.

Goethe stellt an den Dichter die höchsten Anforderungen. Er fordert von ihm „Tiefe, Breite und Konsequenz der Bildung“, zugleich aber schöpferische Einfalt, jene Naivität, vor der alles Wissen als Wissensstoff versinkt, eine Unschuld, die unbefangener, frisch-lebendig gestaltet. Goethes Bild vom Dichter ist ein Gericht über alle Poeterei.

Dichtung im Sinne Goethes ist nicht vornehmlich Gefühls- und Stimmungsausdruck. Auch wo sie Persönliches bekennt, objektiviert sie. Sie ist nicht Schmuck des sinnlos gewordenen Tages, nicht Flucht aus ihm oder die Sehnsucht nach einer verklärten Welt. Sie ist auch nicht Rechtfertigung des Bestehenden. Dieses Amt — und das ist ein Zeichen der alles erfassenden Krise — kommt in einem vordem kaum bekannten Ausmaß dem Schriftsteller und dem Journalisten zu. Dichtung in echtem Sinne ist stets Offenbarung des Grundes, der Blitz aus dem Ursprung, als Gestalt verdichtet, in Gestalten schaubar. Sie ist Feier, gründend im Ur-Wort. Sie fordert den Vers. Zeitenloses eint sich hier ursprünglich der Zeit. Sie ist die Sprache der Dinge selber, der erweckten und der verborgenen. Sie ist Aussage des Seins, von der Verantwortung des Menschen und vom Gestaltwandel alles Lebendigen im „Bezug auf das Göttliche“ — auch wenn die gewohnten Namen nicht mehr klingen. Solche Dichtung wirkt keinen neuen Glauben, aber neu Vertrauen und wache Gewißheit. Sie ist nicht Negation, sondern Steigerung, Läuterung des Gegenwärtigen, Erfahrung des Ewigen Lebens im Heute und Hier. Das eben wirkt

eine „eigene Geisteswendung“, Wandlung, Wiedergeburt. Gestalter, Frommer und schauender Denker in einem ist der Dichter. Nicht erliegt er der platten Realität, nicht Ideologien und nicht den Versuchungen des ästhetischen Scheines: die Gewalt letzter Forderungen prägt ihn: Grund-Wahres im Guten-Schönen wie im Täglichen. Die Dichtung dieser Art, die vom Grunde kommt und zum Grunde strebt, wetteifert nicht mit dem Priester. Jenseits aller Theologoumena und alles Herkömmlichen gewinnt sie in Schau und Tat eine unmittelbare Beziehung zum Ewigen und zum Leben. Damit ist der Dichter — und nicht nur er! — dem Priester verdächtig. Hölderlins Tragödie „Der Tod des Empedokles“ gestaltet diesen Zwiespalt in der Auseinandersetzung zwischen Empedokles und Hermokrates, dem Priester.

Auch die Philosophen der Spätzeit, Kant, Fichte, Hegel, Schelling, Schopenhauer wie später Bergson, Scheler oder Heidegger, schauen und gestalten in ihrem Werk ein eigenes Ganzes. Und Heine, Marx, Kierkegaard, Nietzsche, Burckhardt, Spengler oder Pannwitz erspüren, jeder in seiner Weise, eine neue Lebensgesinnung, ein neues Weltbild. Dichter wie Hölderlin, Puschkin, Shelley, Walt Whitman oder Ibsen, später George oder Rilke wären in Zeiten einer geschlossenen Kultur unmöglich. Sie alle leben im Bewußtsein der Krise das Verlangen nach dem Gesetz einer neuen Ordnung. Gerade von Deutschen wird diese Krise als eine total-menschliche, nicht nur als gesellschaftliche empfunden — und gelebt bis zur Selbst-Vernichtung.

Goethe aber kommt in dieser Wende eine einzigartige Bedeutung zu. Gewiß: vieles bei Goethe bleibt Fragment oder hinter den Gipfeln seiner selbst zurück. Er hat sie durchlitten, die Traurigkeit, die Ironie, ja, die Verzweiflung, die Selbstischkeit und die Hybris, die sich in der Poesie der Zeit einen oft ergreifenden Ausdruck schafft. Denken Sie bitte an die deutsche, die englische oder die französische Romantik, an die Zeugnisse des Realismus in allen Ländern! Und doch gelingt Goethe Bewunderswürdiges: tief gefährdet, gewinnt er, allem Morbiden fern, vital, gestaltmächtig wie wenige Dichter der Folgezeit, eine eigene Höhe und Vollen- dung. Goethe verwirklicht eine Beispiel gebende Mitte. Ursprüng-

lich-unbefangen macht er sich vom Reichtum der Welt das zu eigen, was ihn anspricht. Lebensführung und Menschengestaltung, Frömmigkeit und Denkart, Weisheit und Forschungsverfahren gründen in der Gestaltkraft seines Dichter-Seins. Sie sind das Zeugnis einer Überwindung der Welt in der Welt, wie sie in der Moderne nur selten noch dem freien Wagen gelang.

Wie also erfassen wir wesensgerecht die Einzigart des Kosmos GOETHE? Goethe fragt einmal: „Was würden wir von einem Architekten sagen, der durch eine Seitentür in einen Palast gekommen wäre und nun, bei Beschreibung und Darstellung eines solchen Gebäudes, alles auf diese erste untergeordnete Stelle beziehen wollte?“ (II, 11, 244 f.) Wer das Gesamt GOETHE von einer solchen „Seitentür“, also etwa einer religiösen Konfession, einer Philosophie, einer Weltanschauung, einer Fachwissenschaft, einer politischen Richtung oder von Zeitfragen her beschreibt und auf sie bezieht, der wird Goethes Sein und Wesen kaum je gerecht, so viele aufschlußreiche Einzelheiten er auch erschließen mag. Von Goethes Dichter-Sein her aber erkennen wir den Kern seiner Gestalt. Goethe als eine umfassende Manifestation des Göttlichen und als Weg zu ihm wird freilich nur gewahren, wer aus ursprünglicher Teilhabe der familie spirituelle GOETHE zugehört.

Es kommt hier nun nicht darauf an, die Dichtung Goethes im einzelnen zu untersuchen und Ihnen ihre Eigenart im Vergleich auch mit früheren, gleichzeitigen oder späteren Dichtern vorzuführen. Im Bleibenden ist Goethe immer ein kaum zu fassendes Wunder, das nur dem dankbar Staunenden sich offenbart. Es geht uns heute um Goethes Dichter-Sein, modern gesprochen, falls das verständlicher sein sollte: um Goethes „Existenz“. Sie ist in einzigartiger Weise schlechthin die des Dichters. Es geht darum, Ihnen zu veranschaulichen, wie dieses Dichter-Sein in jeder Art der Weltbegegnung Goethes sich bekundet. Eigene Erfahrung möge uns dabei leiten. Wir können uns allerdings nur in Hinweisen mit Goethes Weise zu forschen befassen, mit der Gestalt der Antike in Goethe, mit der Grundart von Goethes Frommsein und schließlich mit der Gestalt der Krise in Goethe im Hinblick auf seine Tragödie „Faust“. Eingehendes ist in unserem Werk

GOETHE dargelegt, aber diese Hinweise werden wohl genügen, Ihnen Goethe als Gesamterscheinung und Goethes Dichter-Sein von ihm her anschaulich zu machen. Sie sollen zur Besinnung in diesem Sinne anregen.

### Lebensgestaltung und Erforschung der Natur.

Goethe ist nicht nur Schriftsteller und nicht „aus Wahl und Vorsatz“, sondern „aus Trieb und Schicksal“ ist er zum Dichter auserwählt. Dichter ist Goethe auch in der Gestaltung seines Lebens, in einem Leben, das er aufbaut einer „Pyramide“ gleich, das er bewußt stilisiert, zum Symbol macht, um schließlich, vollendet, aus der Erscheinung zu scheiden. Goethe ist Dichter im Erforschen, im Darstellen der Natur, des Menschenwesens, der Zeiten, aber auch als Weltmann, als Staatsmann, als Leiter des Theaters und in seinen persönlichen wie in den Amtsangelegenheiten. Selbst in den Geschäfts-, Staats- und Hofdingen kommt es ihm stets darauf an, nicht nur im „Handwerk“ stecken zu bleiben. Aber Goethe schätzt das Handwerkliche als das Fundament aller gediegenen Leistung. Alles was Goethe ergreift, sucht er durch die Kraft des Geistes zu meistern. Er verfährt gestaltend, gesetzgebend, damit etwas „Gebildetes“ erscheint. Selbst „die Aufzüge der Torheit“ „traktiert er als Künstler, und so gehts“. Auch im Umgang mit Menschen, im Gespräch im Zusammenleben kommt es Goethe stets darauf an, über das bloße Meinen hinaus zu einem „Gebildeten“ zu kommen: „Sich mitzuteilen ist Natur; Mitgeteiltes aufzunehmen, wie es gegeben ist, ist Bildung“. Jedes bloße intellektuelle Bereden von Problemen und Fragen, und wären es die „brennendsten“, ist Goethe zuwider. Wo er nicht gestaltend verfahren kann, schweigt er.

Immer dringt Goethe auf das Gegenständliche, auf die konkrete Gestalt im Wechsel-Atem des lebendigen Ganzen. Rein erschließt er es im Wirklichen und erbaut in seinem Werk, in seinem Leben eine neu geeinte Welt. Nichts, dem er sich naht, von dem er wie von saugenden, bannenden Kräften angezogen wird, bleibt ihm ein Außen, Buchstabe, bloßes Wort, stumm bestaute Autorität. Goethe ergreift es von innen, vom Grunde her und wandelt es aus

Eigenem ins Eigene und, da es aus dem Kern kommt, ins Gültige. Hier ist nicht Frömmigkeit und Forschung, Kunst und Wissenschaft, Dichtung und Philosophie, Leben und Moral, Natur und Geist heillos geschieden. „Die Abgründe der Ahnung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Kräfte des Verstandes, bewegliche sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen“ sind Goethe die Gestalt-Kräfte des Menschen auch als Forscher, weil er von der Wissenschaft, wie von der Dichtung, „eine Art von Ganzheit erwartet“. Ja, Goethe spricht geradezu von seinem „poetisch-wissenschaftlichen Wesen“, und daß er darauf dringe, „alles von Innen her aufzubauen“. In diesem Sinne ist auch Goethes „Italienische Reise“ das Werk eines Dichters und Künstlers. Goethe gibt nicht etwa einen der üblichen Reiseberichte, in dem möglichst vieler Sehenswürdigkeiten gedacht wird: mit einer erstaunlichen Kraft und Treue wird das gerade ihm Wichtige gegenwärtig. Aus ihm erbaut er die Welt: GOETHE. Auch in „Winckelmann und sein Jahrhundert“ wird nicht mit gelehrter Gewissenhaftigkeit Winckelmanns Bild erschöpfend gezeichnet. In Winckelmann spiegelt Goethe vielmehr seine eigene Geistesart und seine Welt wieder, objektiviert in Größe und Bedrängnis einer überragenden Persönlichkeit. Und die Geschichte der Farbenlehre schreibt Goethe nicht um ihrer selbst willen, sondern zur Rechtfertigung seines eigenen Forschungsverfahrens und seiner Schau der tätigen Natur.

Jede Denkart, die sich vornehmlich „aufs Trennen legt“, ist Goethes Geistesart zuwider: „Wenn sie aber vereint, oder vielmehr wenn sie unsere ursprüngliche Empfindung, als seien wir mit der Natur eins, erhebt, sichert und in ein tiefes und ruhiges Anschauen verwandelt, in dessen immerwährender Synkrisis und Diakrisis wir ein göttliches Leben fühlen, wenn uns ein solches auch nicht zu führen erlaubt ist, dann ist sie mir willkommen.“ Darauf beruht die Gabe, die Goethe vom Dichter wie vom Forscher fordert, sich „mit den Gegenständen innigst identisch zu machen“ und im Einssein mit ihnen das Ewig-Eine in der Viel-Gestalt der Welt-Erscheinungen zu gewahren. Diese Schau der Natur zieht Goethe

zu Spinoza hin, ohne daß er sich der Eigenart dieses Denkers gleichsetzt. „Die Dichtkunst verlangt im Subjekt, das sie ausüben soll, eine gewisse gutmütige, ins Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt.“ So legt Goethe einen eigenen Wert auf die Ausbildung des Menschen im Forscher, nicht nur als Fachmann, sondern als durchgebildeten Menschen, daß er unbefangen, rein zu schauen, methodisch klar die Ergebnisse zu ordnen, behutsam-streng zu schließen vermag. Denn: „den Unzulänglichen verschmäht die Natur, und nur dem Zulänglichen, Wahren und Reinen ergibt sie sich und offenbart ihm ihre Geheimnisse.“ Nur ein solcher Mensch vermag sich, dem Dichter gleich, der Natur „mit allen liebenden, verehrenden, frommen Kräften“ zu nahen. Methode, die auf ein Gestaltetes abzielt, ist Goethe geradezu ein Kennzeichen des nach Gestalt strebenden Künstlers. Goethe ist sich freilich bewußt: „eine tiefumfassende Synthesis begreift nicht leicht jemand.“ Deshalb ist die Nachfolge Goethes in der Forschung so schwer, weil sie an ganz bestimmte Voraussetzungen gebunden ist. Sie fordert einen Forscher, dem, über die empirische Gelehrsamkeit hinaus, aus gestaltendem Künstler-Sinn, wie Goethe zu Riemer sagt, „die gleiche Methode Bedürfnis ist“. Das „poetisch-wissenschaftliche Verfahren“ Goethes ist nur dem gemäß, der aus einer „eigenen Geisteswendung“ mit dem Mut und den Tugenden des Dichters gegenstandstreu das nüchtern Tatsächliche schaut, es durchdringt und in ihm das unendliche Leben zu gewahren und zu gestalten trachtet. Goethes Methode fordert „Genie, das sich nicht überliefern läßt“.

Goethes forschender Dichter-Sinn schaut das „Urphänomen“. Dieses Urphänomen ist eine aus gegensätzlichen Ur-Kräften verdichtete Einheit. Es ist das „Aperçu“ eines Gestalt schauenden Dichters. Goethe geht, wie er Wilhelm von Humboldt gegenüber versichert, stets von der Gestalt aus, und alles Gewahren der Grund-Gestalt, alles „Erfinden“ ist ihm „der Abschluß des Gesuchten“. Auf diese Weise rettet sich Goethe, nicht in der Flucht, sondern in durchdringender Meisterschaft, aus der „Sündflut der Erfahrung“, vor der „Hydra der Empirie“ gesetzstreng ins Klare. Wo die Farben als „Taten und Leiden“, als „Tugenden des Lichts“,

wo sie als Wechselleben des Lichts und Nicht-Lichts im Medium des Trüben begriffen werden, da waltet Dichter-Geist.

Mit „anschauender Urteilskraft“, mit Geistes-Augen und mit den Augen des Leibes in Einheit schauend, will Goethe des Weltgeheimnisses würdig werden, wie und wo immer es als Offenbarung des Ewig-Einen in der Viel-Gestalt der Welt erscheint. Der Dichter in ihm dringt auf die *μορφή*, auf die Gestalt und ihren Wandel, auf Metamorphose. Goethes Schauen und Denken ist immer wirklichkeitsnah-gegenständlich im Sinne des Künstlers, dergestalt, daß sein „Denken sich nicht von den Gegenständen sondert, daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen, in dasselbe eingehen und von ihm auf das innigste durchdrungen werden, daß sein Anschauen selbst ein Denken, sein Denken ein Anschauen ist.“

Gestaltender Künstler-Geist weist der Wissenschaft die Aufgabe zu, „das Staunen, wozu wir von Natur berufen sind, einigermaßen zu erleichtern“, „das Lebendige in den unendlichen Bedingungen seines Erscheinens“ zu beobachten und in ihm das „eine Ur-Bedingende“ zu gewahren. Die Wissenschaft im Sinne Goethes will nicht aus Ur-Sachen Tat-Sachen erklären, wo immer neue Ursachen auftauchen. Es geht ihm nicht um ein solches „bloß historisches Verfahren“ in dem Sinne, daß eine Wirkung auf eine Ursache zurückgeführt wird, sondern um einen metaphysischen Empirismus. Dieser geht stets auf das Urphänomen zu und hat von diesem her Gestaltetes zum Ziel.

„Enthusiastische Reflexion“, Dichter-Mut, der „sich nicht hinreißen läßt“, erleuchtet Goethes Forschungsverfahren. Auch seine wissenschaftlichen Arbeiten, die sich zuweilen zu hymnischer Höhe erheben oder gar in Gedichten gipfeln, auch sie beseelt das Wohlgefügte, Heiterschreitende, das Anschaulich-Lebendige, das von Innen Durchglühte der Dichtkunst Goethes. Selbst da, wo die Grundhaltung, wo das *Aperçu* kühn, gewagt erscheint, wo es der bisher gewohnten Anschauung auf einem Forschungsgebiete widerstreitet, ja, eine völlige „Geisteswendung“ fordert, entwickelt Goethe das Seine doch stets mit stillzwingender Überzeugungskraft, mit gestaltstrenger Klarheit.

Sie werden nun begreifen, warum bei allen Forschungen Goethes das Entscheidende nicht neue Ergebnisse im Sinne gelehrter Forschung sind, etwa die Entdeckung des Zwischenkieferknochens oder der Hinweis auf die Eiszeit oder auch die Frage, ob Goethe im Recht ist gegen Newton: bedeutsam, genial-einzigartig ist die gestaltende Schau Goethes, die Art, wie er, sorgsam forschend, in der Fülle des von der Wissenschaft erarbeiteten Materials auf den Grund, auf das Urphänomen dringt, das heißt, wie der Geist der von Hellas her wirkenden Schau der Welterscheinungen in ihm schöpferisch neu aufbricht — und das in einer Zeit, in der die Wissenschaft, insbesondere die Naturwissenschaft, von anderen Prinzipien ausgeht und auf anderes abzielt. Newton ist unstrittig im Recht, aber seine Anschauungsweise und sein Verfahren sind grundanders.

Goethe als Forscher steht mit einem kleinen Kreis Geistesverwandter allein. Die Gelehrten können mit ihm nichts anfangen, auch wenn sie seine Dichtung schätzten. Schiller rät Goethe einmal, er solle seine Arbeiten doch unter dem Namen eines der „Kathederhelden“ herausbringen. Wer aber hätte so seinen wissenschaftlichen Ruf gefährden mögen? Von der „Metamorphose der Pflanzen“ schreibt Goethe rückblickend an seinen Forscherfreund Schultz: „Sie fiel vor 25 Jahren rechts und links in die Dornen und Steine.“ Und von der Farbenlehre berichtet er 1822 Boisseree: sie habe „an dem Altar der Physik wie ein toter Knotenstock gestanden“. Das schmerzt Goethe, denn er war sich der Einzigart seiner Schau der Natur als forschender Dichter bewußt. Als die Franzosen 1806 in Weimar eingezogen und dort plünderten, rettet Goethe nicht etwa seine Dichtungen, sondern die Aufzeichnungen zur Farbenlehre.

Damit haben wir bereits eine Erscheinungsform der Gestalt der Antike in Goethe kennengelernt, die in den Griechen gründet.

### Die Gestalt der Antike in Goethe

Der junge Goethe begegnet dem Genius Griechenlands unmittelbar, wie wenn zwei Menschen, durch Ferne und Fremde getrennt, nur lose durch Kunde verbunden, sich als Brüder enthusiastisch

erkennen, nicht durch Studien oder durch das Bildungserlebnis zusammengeführt, sondern aus der unmittelbaren Erfahrung, aus dem Gewährwerden gleichen Ursprungs, ähnlicher, an Ur-Bildern genährter Schöpferlust. In der Feuer- und Gestaltmacht der Götternähe entdeckt der junge Goethe, von Herder angeregt, sich die Griechen. Pindar ergreift ihn. In Göttern und Heroen der Griechen erkennt Goethe sein eigenes Innere wieder. Der „uranfänglichen Schönheit“ gewaltiges Bild wird Gestalt im Werk des Künstlers. Wie von einer Göttin bekennt Goethe von ihr: „Du bist ich, bist mehr als ich, ich bin dein.“ Ein Wechsel-Gespräch, ein Wechsel-Wirken zwischen dem Gott und dem Menschen, Göttergegenwart, ist alles Schöpfertum. In dem Dramen-Fragment „Prometheus“ veranschaulicht Goethe das in einem Zwiegespräch zwischen Prometheus und Minerva:

PROMETHEUS. So war ich selbst nicht selbst,  
Und eine Gottheit sprach,  
Wenn ich zu reden wähnte;  
Und wähnt ich, eine Gottheit spräche,  
Sprach ich selbst.  
Und so mit dir und mir  
So ein, so innig  
Ewig meine Liebe dir!  
MINERVA. Und ich dir ewig gegenwärtig!

Titanenmacht aber schafft nie beseeltes Leben. „Dauer und Macht und Weisheit und Liebe geben die Götter.“ Das Verhängnis eines dunklen Schicksalszwanges erfährt Goethe, bewegt durch den Tod seiner Schwester, als „ewig gegenwärtig“ im Geschick Proserpinas. Aides und Dionysos sind auch für Goethe eins: Prometheus erklärt Pandora den Tod als höchsten Überschwang des Lebens. Im Satyr-Spiel „Satyros“ lebt Goethes Drang, sich selbst und die Welt des Satyrs mit Satyr-Sinn zu sehen — und auch so noch Tiefen zu entdecken.

Die mythische Welt ist ihrer Wesensart nach die Welt des Dichters. Für den Dichter ist sie je und je eine lebendige Welt, „ewig gegenwärtig“. Sie ist es auch dann, wenn die vertrauten

mythischen Namen kaum je klingen. Dem Dichter bleibt sie nicht in abgelebter Ferne, nein, im Medium des Mythos erhellt Goethe das Hier und Heute des Menschen, die Tiefen seiner Not wie sein Verlangen nach Frieden. Goethe, den Dichter, kümmert es wenig, ob das nun wirklich griechisch ist im Sinne geschichtlicher Treue. Was er am Mythos lebendig erfährt, wird durch ihn neu Gestalt. Das alles ruht „auf der reinen Basis des Erlebten“. So sind die Götter und Heroen der Griechen Medien der Welt- und Selbsterkenntnis — noch für den Menschen von heute.

Goethe erkennt in diesen Gestalten zugleich Tragik und Größe der Spätzeit. Er führt den Einzelnen vor in der Krise, wie er sich im Drang nach Selbst-Sein behauptet, doch auch nach Gemeinschaft verlangt. „Wohin? Ach, wohin?“ (Ganymed.) „Uns frißt in der Wüste / Gieriger Sand“ (Mahomets Gesang), „von der Sonne Muttergewalt geschieden“ (Pilgers Morgenlied). Und doch dann wieder: „Aufwärts! / Aufwärts an deinen Busen, / Allliebender Vater!“ (Ganymed), „Allgegenwärtige Liebe! Durchglühst mich“ (Pilgers Morgenlied). „Mir gaben die Götter / Auf Erden Elysium!“ (Elysium). Aber noch bleibt die faustische Frage: „Ach warum nur Elysium?“.

Wie Goethe einst am Bilde des um den Siegespreis kämpfenden Wagenlenkers aufging, was Gestaltmacht, was Meisterschaft ist, so sucht er nun das Gesetz, das ein reines und reiches Leben verwirklicht in einer begnadeten Selbstüberwindung. Goethe sucht das Licht apollinischer Vollendung, die sich dionysischem Schwung entringt. Apollon selbst, der Gott, muß auf hartem Sühnweg sich reinigen, nachdem er den Drachen Python erschlug. Diesen Weg im Ringen um Reine geht auch Goethe. Er versinkt nicht zerknirscht in Reue, nicht tatenlos in Selbstbedauern: als Dichter sucht er Sühne. Goethes Beichte wird in Gestalten sichtbar, am ergreifendsten in Gretchen. Gerade aus der Gefährdung, aus Dumpfheit und Überschwang drängt es Goethe zum Gesetz und zur Gestalt. Das reine, das schöne-gute Werk gelingt nur, wo der Schaffende in sich das *Καλὸνκαθαρόν* verwirklicht. Aus dieser Gesinnung wächst Goethes „Iphigenie auf Tauris“, aber auch das klare Schauen der Gestalt in der Forschung.

Goethes Ringen um Läuterung im Entsagen und Ergreifen ist das strebende Bemühen eines geniusgesegneten Künstlers. Jenseits alles überlieferten Glaubens eint sich in ihm das: „Erkenne dich selbst!“ vom Apollon-Tempel in Delphi mit Pindars: „Werde, der du bist!“ und dem mystischen: „Werde wesentlich!“ Es ist der Weg eines Dichters im Licht Apollons post Christum.

Seit seiner italienischen Reise schaut Goethe mit den Augen des Römers. Goethe mildert, seinem Wesen gemäß, das zuckende, leidgepreßte Herz von Hellas durch die römische urbanitas.

„Edle Einfalt und stille Größe“ und das plastisch Klare sind jetzt das Ziel des Dichters. Goethe bewundert, und hier bestimmen ihn wieder Tiefen-Kräfte seiner dichterischen „Existenz“ — er bewundert „den Menschen in seiner Würde und Gesundheit“, den die bildende Kunst der Griechen darstellt. Er preist „die einzige Behaglichkeit innerhalb der Grenzen der schönen Welt“, die des exzentrischen „Himmelsverlangens“ nicht bedarf. Aus dem Drang nach Harmonie, nach „reiner Menschlichkeit“ schafft sich der Dichter in Goethe als Land des Heiles Hellas. Und Goethes Bild der Griechen wird zum Gegen-Bild des vom Christentum geformten Menschen. Die Griechen erscheinen ihm, wie oft schon seit der Renaissance, als Menschen eines großgearteten Anders-Seins: Hellas wird Goethe zum „Heiligtum des heilenden Lichtes“. Das ist das Bild der deutschen Klassik in der besonderen goethischen Prägung. Es schönert den dunklen Grund der Griechenseele und macht deren verklärtes Bild zum Kanon.

Goethe gewinnt aber im sinnenfrohen Süden, fern dem Buch und der Geschichte, ein unmittelbar mächtiges Leben, das er nicht wie früher idealistisch verflüchtigt: das Ja zur Leiblichkeit als Gestalt-Liebe. Auch hier ist Hellas gegenwärtig. „Fromm sind wir Liebenden!“ Selten sind in den „Nebeln des traurigen Nordens“ so frei-gesund, mit so gutem Gewissen die wandelnden Wonnen sinnlicher Liebe gefeiert worden wie in den „Römischen Elegien“ und in den „Venetianischen Epigrammen“ Goethes. Von der Erden-Treue des Dichters wird da die „mächtige Göttin“, die „Gelegenheit“, das Glück der Gegenwart heiter-unangefochtenen Herzens zu genießen, als Quell der Genesung gefeiert. Denn auch

der Sinnen-Liebe tiefstes Leben ist eins mit dem Geist. In der Reife des verjüngten Mannes glüht sie wieder im „West-östlichen Divan“. Und von einer späten Zärtlichkeit und Blüte der Sinne zeugen der zweite Teil des „Faust“ in all seinem Mummenschanz wie manche Paralipomena und Sekreta.

Goethe nennt sich oft einen „alten Heiden“, einen „gründlich geborenen Heiden“ oder ähnlich. Goethe ist aber kein Heide im antiken Sinne. Er ist auch nicht einfach ein „antiker Mensch“. Der Dichter ist „auf seine Art ein Grieche“: GOETHE. Das „Heidentum“ Goethes gründet in seinem Dichter-Sein. Und dieses offenbart sich in „sterngegönnnten Stunden“ als sicheres Ruhen im Augenblick als dem, wie Seuse sagt, „grünenden Nun der Ewigkeit“ im Heute und Hier, als gesundes Wachsen im Wechsel-Atem von Zugriff und Verwahrung, von tätiger Einsamkeit und fruchtbarer Weltverbindung, als verpflichtende Treue zu seinem Daimon. Es offenbart sich als stets verjüngtes und verjüngendes Ganz- und Immer-neu-Sein, als das Schauen und Schaffen der Gestalt als einem heilen Ganzen, als das Ja zu den Sinnen im Einklang mit dem Sinn und als das staunende Gewahren und Ehren der Vielgestalt der Götter, der Natur und des Menschen als Offenbarung des Ewig-Einen.

In Goethe begegnet ein Mensch der abendländischen Spätzeit als Dichter voll Ehrfurcht ursprünglich dem Ewigen und dem Leben in der Gesinnung einer *anima pagana post Christum*.

### Von Goethes Frommsein

Goethe macht als Dichter auf seine Art das schaubar gegenwärtig, was er als Hellas bewundert. In der gleichen ursprünglichen Weise begegnet er auch, durch keine Konfession, keinen Glauben befangen, dem Christentum.

Goethe lernt das Christentum als rationalistischen Protestantismus und als Pietismus kennen. Im Hause der Eltern Goethes finden pietistische „Stunden“ statt, und er verdankt dem Umgang mit den „abgesonderten Frommen“ viel Christus darlebende Hilfe. Goethe spürt aber trotz alles ernstesten Bemühens bald — und auch

der Kreis der ihm wohlgesinnten Pietisten empfindet das — er spürt, daß die christliche Welt- und Glaubenserfahrung wie auch die christliche Gottesvorstellung nicht die seinen sind. Christus sagt im Johannes-Evangelium (6,65): „Niemand kann zu mir kommen, wenn es ihm nicht vom Vater verliehen ist.“ Ist es denn mir vom Vater verliehen?, fragt sich prüfend Goethe.

Für Goethe hat keine der bisher in der Geschichte hervorgetretenen Formen des Christentums eine gründende Bedeutung. Für Goethe ist Christus nicht „der einziggeborene Sohn Gottes“ (Joh. 1, 14), der sich für die Erlösung der sündegeknechteten Menschen am Kreuz opferte. Für ihn geht der Weg zum Heil, zum Frieden der Seele nicht über Reue und Buße, und die Welt ist ihm nicht vornehmlich eine Vorbereitungsstätte, auf der man vor allem und zuerst um einen gnädigen Gott besorgt sein muß, um im Gericht zu bestehen und der ewigen Seligkeit teilhaftig zu werden. Goethe wehrt jeden Versuch ab, ihn für eine „ausschließende Religion“ zu gewinnen und sich von Anderen eine ihm fremde Gottes- und Christuserfahrung aufdrängen zu lassen. Seine Auseinandersetzung mit Lavater ist in dieser Hinsicht beispielgebend. Wenn Goethe von Protestantismus spricht, so hat das mit evangelischer Frömmigkeit im Sinne Luthers kaum etwas zu tun. Er begreift sich vielmehr als einen „protestierenden Heiden“, der, jenseits alles lutherischen Protestantismus, in „Kunst und Wissenschaft“ „wie immer“ „protestieren will mit Lust“ um der Freiheit willen in der Treue zum eigenen Daimon. Goethe verhält sich *protestando et se defendendo* gegen jede Art eines konfessionellen Christentums. Dabei fallen zuweilen Worte, die wir heute wohl kaum niederschreiben würden. Goethe bewahrt aber auch diese „Invektiven“ sorgsam auf. Auch die Konvertiten sind Goethe verdächtig. Söhne der Krise, erscheinen sie ihm als „Verschnittene“, die in der Rückkehr zur Kirche sich retten möchten, denen die Kraft des freiwagenden, des „gottgegebenen“ Daimon gebrochen ist. Gerade dem hochgebildeten Menschen legt Goethe eine besondere Verantwortung auf, eine einmal errungene Freiheit nie wieder aufzugeben.

Goethe geht es nie um einen bestimmten Glauben im Sinne

irgendeiner Theologie oder Philosophie. Er will auch gern das Anderen überlassen, was man Religion nennt. Ja, Goethe würde sich wohl kaum im herkömmlichen Sinne als „religiöser Mensch“ bezeichnen. Dieser, im christlichen Sinne, wäre ihm wohl als „transzendierend“, als exzentrisch erschienen, verstiegen, oft krank aus Mangel an einem eigen-ursprünglichen Sinn.

Goethe will sich auf keine „christliche Terminologie“, überhaupt nicht auf „Worte“ festlegen lassen. Er verwandelt kraft seines Dichter-Seins das „alte Wahre“, sofern es ihn ursprünglich ausspricht, ins Eigene, ins Goethische. Er bildet sich so ein „Christentum zum Privatgebrauch“, das freilich völlig seines Kernes, der Heilsgewißheit in Christo Jesu, beraubt ist. Dieses verträgt sich daher sehr wohl in Goethe mit seinem „entschiedenen Heidentum“. So wird es Ihnen wohl auch verständlich, daß es Goethe darum geht, daß die Gute Botschaft des Menschensohns „in Sinn und Gemüt“ verwirklicht wird, er aber „das Christentum des Wortes und des Glaubens“ „mit ein bißchen so oder so des äußeren Kultes“ — das heißt also das, was die Kirchen und Gemeinschaften gespalten hat und worauf sie oft eifernd Wert legen — hinter sich läßt. Goethe dringt auf Erfüllung in „Gesinnung und Tat“, aber er nennt sich in der Freiheit des Dichters der Spätzeit einen „dezidierten Nicht-Christen“, beharrlich einen Heiden. Und doch meint Goethe ein Mensch zu sein, „wie Christus ihn haben wollte“. Ist aber Christus ein Christ? Goethe dringt also über alles Christentum hinaus zum Ursprung, zur „reinen Lehre Christi“, durch alle Verwandlungen seiner Gestalt und seiner Botschaft. Das Christentum als Christentum ist damit in Goethe ebenso aufgehoben wie das Heidentum als Heidentum. Er verwirklicht die Mitte einer eigenen Höhe. Um davon zu zeugen, ist Goethe der Welt verliehen, nicht als Prophet und nicht als Theologe oder als Philosoph oder um Anhänger zu werben, sondern als Dichter — und zwar als Dichter, der durch die Formen aller ihm bekannt gewordenen Religionen hindurchschaut und deren allverbundenen Kern, das Ur-Religiöse, als den Grund aller Frömmigkeit unbefangen lebt und bezeugt in einem freien und doch gegründeten Frommsein. Hier wird nicht ausgegangen von dem

im engeren Sinne Religiösen, von Aussagen über Christus und seinen Erlösungstod, über Gott-Vater, die Drei-Einigkeit, über den Heilsweg und die Wahrheit, sondern das letztgründende Objektive wird in der Vielgestalt seiner Offenbarung in der Welt gewahrt und in den Geheimnissen, in denen der Mensch als Schauender und Schaffender, als Überwindender lebt. Und die Fülle der Symbole, nicht nur des christlichen Bereichs, wird als Hinweis, als gültige Verdichtung einer geheimnisvoll offenbaren letzten Wirklichkeit freilebendig fruchtbar, neu erfahren und dankbar genutzt. Es geht um das verwirklichte Sein und die erfüllte Tat, um die Freiheit der Bewährung in der gefährdeten und gefährdenden Welt aus der sicheren Ruhe der Gewißheit.

Sie kennen gewiß die Gedichte Goethes, die von der Offenbarung des Ewigen in der Natur, in der Liebe, der Freundschaft, der Gemeinschaft zeugen. Dafür wird der Sinn jetzt erst frei. Sie alle aber haben einen stillgeheimen „Bezug auf das Göttliche“, wie auch jene Gedichtfolge: „Gott, Gemüt und Welt“, in der Goethe sein Eigenstes gibt. Und sie wissen auch, wie aus diesem Frommsein, oft ohne daß es sich im gewohnten Sprachbereich oder in der von den meisten gelernten Vorstellungsweise bewegt, viele Dichtungen Goethes in Ehrfurcht und in der Verantwortung leben vor den richtenden, rettenden Mächten, ohne die sich kein Mensch erfüllen kann.

Wir sehen also: Goethe feiert und ehrt das Göttliche und die Welt — auch wenn Andere anderes erfahren — aus dem Grunde der anima pagana post Christum. Diese seine Gewißheit erkennt Goethe, wie er Lavater gegenüber erklärt, „als einen ehernen, bestehenden Fels der Menschheit, den du und eine ganze Christenheit mit den Wogen eures Meers vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen noch erschüttern könnt“.

Goethes Sein und Gestalt ist der Erweis, daß es auf diesem Wege Heil, Erfüllung gibt. Damit ist Goethe Nicht-Christen, Christen und Wider-Christen erschienen zur Prüfung. Wie im milden Schein des Göttlichen der Einzelne gesund zum menschlichen Menschen reifen kann, zeigt einem gefährdeten Aion ein Dichter: GOETHE.

## „Faust“ als Tragödie der Krise

In diesem Sinne ist auch Goethes „Faust“ eine Tragödie der Krise, wie schon „Werther“ und „Tasso“, „Wilhelm Meister“ und die „Wahlverwandtschaften“ von ihr zeugten. Vieles an dem Rätselwerk „Faust“ gewinnt erst eindringliche Nähe, wenn wir begreifen, daß hier Söhne und Töchter einer fragwürdig gewordenen Welt ihr Wesen treiben.

Goethe wandelt den Erzzauberer des Volksbuchs und des Puppenspiels, der sich dem Teufel verschreibt und von ihm schließlich in die Hölle geholt wird, ins Grund-Gültige der Gestalt des ringenden, das All und die Welt kostenden und doch ruhelos suchenden Menschen: Schicksal und Schuld, Gefahr und Größe des frei-lebendigen Menschen der abendländischen Spätzeit sind in Goethes „Faust“ verdichtet. Faust ist mitnichten nur die Verherrlichung des vielgerühmten „faustischen Menschen“. Im Grunde ist Goethes „Faust“ eine Warnung. Aber das Werk ist zugleich auch voller Zuspruch — eine Welt-, eine Menschheitsdichtung, die neben den Schicksalen des Achilleus und Hektor und des Odysseus in den Epen Homers, den Schicksalen der Atriden, Laiiden und Tantaliden in der griechischen Tragödie, neben Dantes „Göttlicher Komödie“, Cervantes „Don Quixote“ und Shakespeares „Hamlet“ einen eigenen Rang hat. Wenn die Tragödie um Faust in eine abgelebte Zeit gerückt ist und wie ein Mythos leuchtet, so gewinnt sie gerade dadurch an zeitenthoben-gültiger Gegenwartsnähe.

Faust ist der „Flüchtling“, der „Unbehauste“. Ihn „treibt die Gärung in die Ferne, / Er ist sich seiner Tollheit halb bewußt, / Er fordert von der Erde jede höchste Lust, / Und alle Näh und alle Ferne / Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust“. Der eben noch entschlossen war, „der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen“, sein Selbst zum Wohl und Weh von Welten zu erweitern, ja, der Genuß noch im Scheitern sucht, dem droht alsbald Verzweiflung, Selbst-Vernichtung. Der „Mensch ohne Zweck und Ruh“ reißt wie ein Wassersturz alles mit sich — auch das ihm Liebste. Mit dem ins Menschliche gewandelten Satan geht Faust einen Bund

ein, mit Mephistopheles. Und doch ist Faust selbst mit diesem stets unzufrieden: er gibt ihm nicht genug oder es graut ihn plötzlich vor „des Chaos wunderlichem Sohn“, wie alle, die aus ihrem Anders-Sein das Unheimliche seines Wesens wittern. Die Wissenschaft, die Natur, die Liebe, die Schönheit, die Einsamkeit, Hofleben, Krieg und Revolution — und die Arbeit: überall genießt Faust vor allem sein Selbst. So sucht er vergebens Befreiung. In Faust schwelt viel all-selige Sehnsucht und wertherisches Schwärmen, „Hungerleiden“ und Hoffen. Aber es fehlt ihm das grenzende, gründende Ziel der Gewißheit im christlichen oder im heidnischen Sinne, woran auch Werther scheitert. Fausts Erlösungsverlangen wird von seinem Willen zur Macht erstickt. Damit bleibt ihm die schöpferische Erfüllung, Maß und Friede, das Schöne-Gute in allen: Wagnis versagt.

Durch Fausts Schuld kommen Gretchens Mutter, ihr Bruder, ihr Kind um und sie selber. Faust aber hat von dem allen nichts gewußt, und als er des Grausigen inne wird, schiebt er die Schuld auf den Verführer und flucht dem Verderber. Falschgeld, Papiergeld wird geschaffen, Revolution und Krieg entfacht, Hofleute flegeln, der Astrologe lügt, die Kirche giert nach Geld. Der Weg zu den „Müttern“ auch dient selbstischer Zauberei. Die in Helena ihm erschienene Schönheit vermag Faust nicht zu halten, und den mit ihr gezeugten Sohn Euphorion stürzt Unmaß in den Tod. Philemon und Baucis, die sich geruhsam-friedlich ihres Alters freuen, fallen Fausts Machtbegier zum Opfer, das blinden Gehorsam fordert: „geboten schnell, zu schnell getan!“ Mit erstaunlicher Hellsicht verdichtet die Schaukraft des Dichters in Faust Möglichkeiten und Verhängnisse des Mephistophelischen im „Faustischen“. Ihm zeigt sich keine Gegen-Macht gewachsen. Das Christentum in Gretchen wird übermannt, aber auch die Welt der Antike muß weichen. Jede Ordnung wird durch das Mephistophelische aufgelöst. Blind, wiegt Faust der Wahn, „auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn“, indeß in Wahrheit Lemuren spatenklirrend ihm das Grab bereiten in einer Welt, die gedeicht, gedämmt, kanalisiert, besiedelt, beglückt ist, aber doch ungewandelt in den Fängen von Raufebold und Habebald, von Haltefest

und Eilebeute bleibt und in der Gewalt von Schuld und Sorge, von Not und Tod. Faust, der eben noch den einen Tor genannt, der „sich im Himmel seinesgleichen dichtet“, ihm öffnet sich unvermittelt dieser Himmel, die Ewigkeit der Jenseitigkeitswelt, dem deus ex machina gleich in der antiken Tragödie. „Die Liebe von oben“ erbarmt sich seiner. Mater gloriosa, die Gottes-Mutter, „Göttern ebenbürtig“, schwebt einher. Faust, viel verstrickt, verfällt dem Teufel nicht. Sein Unsterbliches ist nicht zu beflecken. Das Wort des Herrn, Gott-Vaters, steht fest von Anbeginn: „Es irrt der Mensch, solange er strebt.“

Im Jenseits verklingt Goethes „Faust“. Diese Hoffnung verheißt er auch dem Schuldigen. Erfüllung auf der Erde aber versagt Goethe Faust. Für Faust gibt es kein läuterndes Wachsen und Reifen, kein wendendes, kein befreiendes „Stirb und Werde“. Nur in gelegentlichen Erleuchtungen und in Gegen-Bildern wird zuweilen ein Anders-Sein spürbar. Deren Grund ist fast immer die Gestalt-Welt der Antike. Ja, die antikische Atmosphäre, das Geschehen um Helena, verzaubert eigen Faust. Selbst Mephistopheles wird zur Phorkyas. Verzauberte Zauberer sind beide. Verzauberung aber ist keine Wandlung. Faust bleibt der „Faustische“. Alles Apollinische war nur Maske, und Mephistopheles bleibt der Satan. Nirgends ist eine erweckende Wandlung Fausts zu spüren vom Kern her zu einem neugründenden Leben. Bis zu seinem Tode kann Faust nicht „Magie von seinem Pfad entfernen“. Das eben ist das Zeichen seines Befangenseins in Erden-Fesseln. Die „schwarze“ Magie will die titanische Selbsterhöhung des geknechteten, finsternen Selbst-Ichs. Wandlung aber wächst aus der Gnade der befreienden Begegnung mit dem Gott als Gegenwärtigem. Der in diesem Lichte Wiedergeborene bedarf des Zauberspuks, des Blut-Bunds mit dem Bösen nicht mehr. Nur wer die Magie als einen Weg zur Macht, auch die Versuchungen der Magie des modernen Lebens, überwand, gewinnt die gnadenerleuchtete Freiheit, aus einer „eigenen Geisteswendung“ das Göttliche zu gewahren, wie und wo es sich offenbart, und seinem Wink sich zu fügen. Faust erfährt keine solche Wiedergeburt: er überwindet nicht. Faust wagt und wagt, gespornt von Mephistopheles, im

„Faustischen“, im Unerfüllten, Unvollendeten. Dem „Faustischen“ bleibt nur die Hoffnung auf den Himmel.

Goethes „Faust“ ist eine Tragödie der Krise. Als ein Mahnmal steht sie vor uns, bewundernswürdig in ihrer Gestalten-Fülle und poetischen Leuchtkraft, in ihrer Weisheit und Klarsicht in Scherz und Ernst.

Aber ist „Faust“ „der Weisheit letzter Schluß“? Goethe weiß — Erfahrungen seines Lebens und Dichtungen zeugen von diesem Geheimen und Geheimsten — daß, über das im „Faust“ Verkörperte hinaus, Ewiges Leben auch im Heute und Hier erfahren werden kann: im Augenblick als Ewigkeit, in der überwindenden, schönen-guten Tat, im göttergeschenkten Werk. Aus ihnen leuchtet der Glanz apollinischer Vollendung — nicht im Wahn und Rausch des „Übermenschen“, sondern im tätigen Wachsein der befreienden Gewißheit, daß auch das Vergängliche des Verewigens würdig zu werden vermag im Atem der göttlichen Gnade.

Um als Dichter davon im Bild und Gegen-Bild zu zeugen, ist Goethe der Welt erschienen — in unserem Vaterlande.

Dämonen wirken die Welt. Es gehen aber auch noch Götter über die Erde.